

Ingo Metzmacher

Für Kai Luehrs-Kaiser öffnen die Klassikstars ihren Plattenschränk.
Diesen Monat präsentiert der Dirigent Ingo Metzmacher drei Lieblingsaufnahmen.

Foto: Harald Hoffmann

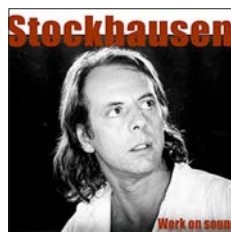


Ingo Metzmacher gehört zu den profiliertesten Dirigenten der Musik des 20. und 21. Jahrhunderts. Geboren 1957 in Hannover als Sohn des Cellisten Rudolf Metzmacher, war er GMD der Hamburgischen Staatsoper (unter seiner Leitung Opernhaus des Jahres 2005) sowie Chefdirigent des DSO Berlin und der Niederländischen Nationaloper in Amsterdam. Seit zehn Jahren leitet Metzmacher kein eigenes Orchester mehr, sondern gastiert an den großen Opernhäusern und Orchestern in aller Welt und immer wieder in Salzburg. Er lebt in Wien und Hannover.



Streichquartette, bitte! Ich bin damit aufgewachsen, und das war es auch, was zu Hause gespielt wurde. Besonders liebe ich Schubert. Das Schubert-Quintett ist einfach die allerschönste Musik. Da ich die klinisch sauberen Aufnahmen nicht mag, würde ich automatisch zu einer älteren

Einspielung greifen. Am liebsten: „Der Tod und das Mädchen“, gespielt vom Busch-Quartett. Das Problem heutiger Streichquartette besteht darin, dass sie – wohl aufgrund der perfekten, maschinellen Messbarkeit von Musik – absolut zusammen sein wollen. Mit solchen Exaktheitsidealen ist man aber, schon aufgrund der Temperiertheit der Musik, auf dem Holzweg. Moderne Formationen klingen oft wie Autos auf der Straße. Sie bewegen sich in Stromlinien, schön ist das nicht. Ich bin da anders. Auch das Guarneri oder das Amadeus Quartett gefallen mir sehr.



Von da würde ich sofort zu Karlheinz Stockhausen übergehen: elektronische Musik, etwa der „Gesang der Jünglinge“, die „Hymnen“ oder „Kontra-Punkte“. Und zwar von ihm selber im Studio produziert. In den Anfängen der elektronischen Musik, ohne Synthesizer, musste man sich die Klänge eigenhändig zusammenbasteln. Das war viel spannender und hat auch die Pop-Musik damals stark beeinflusst. Ich kann da stundenlang zuhören, selbst wenn meine eigene Welt, in der Oper, heute meist anders aussieht. Dort bin ich ein Freund des Experimentierens – und des Improvisierens! Die Kunst des Dirigierens, wie sie sich im Opernsystem entwickelt hat, basierte darauf, mit wenig Proben auszukommen. Das war gut so. Ich bin deswegen auch nicht gegen das Repertoiresystem. Wenn Spontanität verloren geht und alle Risikobereitschaft schwindet, verlieren wir etwas vom Wichtigsten, wodurch die Musik lebt. Es muss nicht alles zusammen sein, hat Harnoncourt gesagt. Stimmt.



Und schließlich: Abbey Lincoln! Vor allem wegen des Titels „Lonely House“. Ich muss zugeben: Ich höre zu Hause nicht viel Klassik. Ich mache sie lieber selber. Dagegen höre ich wahn-sinnig gern Vocal Jazz, am liebsten von Frauen. Wie Abbey Lincoln mit der Stimme umgehen konnte, einschließlich der Worte, macht mich sprachlos. Heute ist es vor allem in der Oper doch so, dass die Sänger fast nur noch „auf die Stimme gehen“. Nicht auf die Sprache, die in Wirklichkeit den Klang bestimmen sollte. Übertitel finde ich auch eine ganz schreckliche Sache. Umso weniger textverständlich wird gesungen! Hören Sie sich einen Sänger der 1950er-Jahre wie Wolfgang Windgassen an. Man verstand jedes Wort. Wagner, wenn er die heutige Entwicklung sähe, würde sich im Grab umdrehen.